

Lyrik ist Sprache als Fest Zum Tode Chris Bezzels

Michael Kaiser, Hannover

„KEIN WORT AM GRAB!“ – so wünschte sich Chris Bezzel seine Beisetzung. Geburtstage waren ihm ein Graus, Festschriften suspekt. Obwohl er sich seiner Bedeutung bewusst war, lehnte er jede Form von Personenkult ab. Er wollte seine Werke für sich sprechen lassen.

„KEIN WORT AM GRAB!“, lässt sich aber auch als Aufforderung verstehen, über das zu schweigen, worüber wir nicht reden können. Bereits der Untertitel dieses Nachrufs beweist, wie schwer es ist, über den Tod zu schreiben. Der Genitiv deutet an, dass der Tod nun zu Chris Bezzel gehören würde, wie früher einmal seine Uschanka, seine abgewetzte Aktentasche und sein langes, weißes Haar zu ihm gehörten. Aber ist es nicht eher umgekehrt? Gehört Chris Bezzel seit dem 3. Februar 2015 nicht dem Tod? Gibt es überhaupt eine Grammatik, die etwas über den Tod aussagen kann?

„man kann sich nicht vorstellen, tot zu sein. logisch erklärt sich das einfach, weil zur vorstellung bewußtsein gehört. aber die logik hilft uns nicht“ (Bezzel 2010a).

Bezzels lebenslange Skepsis gegenüber der Metaphysik wurzelt im Studium des *Tractatus logico-philosophicus* von Ludwig Wittgenstein:

„Die ‚logischen Sätze‘ (Tautologie und Kontradiktion) sind der erste und letzte Beweisgrund für die Bildhaftigkeit der vom Menschen produzierten Sprache, jeder Sprache. Sie zeigen nur, aber sie sagen nichts. Und sie zeigen nicht die Welt, sie haben kein Signifikat, sie zeigen sich selbst, an ihnen selbst, und in leerer Form zeigt sich, daß sie wahr oder falsch sind“ (Bezzel 2008a: 24).

Für mathematische oder naturwissenschaftliche Fragestellungen ist die Logik unabdingbar. Ontologisch mag sie ebenfalls wahre oder falsche Sätze produzieren – der Satz *Bezzel ist tot* ist wahr. Er liefert jedoch keine sinnvolle Antwort darauf, was der Tod Bezzels bedeutet. Begriffe wie *Tod*, *Nichts*, *Existenz* oder *Ewigkeit* sind sprachliche Konstrukte, mit denen sich keine vorstellbaren

Bilder verknüpfen lassen und in deren Bedeutung sich einzig ihre sprachliche Definition widerspiegelt. Indem der Mensch über den Tod nachdenkt, zeigt sich eigentlich nur, dass er einen Sinn im Sterben sucht, so wie der vierjährige Junge, der nach der Beerdigung seiner Großmutter sagt: „Der Tod ist mega-blöd“ (Bezzel 2011: 94).

„Wittgenstein verlagert die Sinnfrage aus der Logik heraus, ja aus der Philosophie selbst, denn er sagt nicht, dass die Philosophie die Sinnfragen beantworten kann durch ihre, ja ‚unsinnigen‘ Sätze“ (Bezzel 2008a: 33).

Über den Sinn können wir nicht sprechen, aber er kann sich zeigen. Er zeigt sich im Aspektwechsel (Bezzel 2008: 116ff.). Wittgenstein hat diesen Begriff mit dem berühmten Hasen-Entenkopf illustriert, der als Hase oder als Ente gesehen werden kann. Zuerst erkennt man in ihm entweder den Hasen oder die Ente – plötzlich *leuchtet* der neue Aspekt als Erlebnis *auf* und der Betrachter hat schlagartig eine neue Wahrnehmung der Welt gewonnen. Der Aspektwechsel ist die Grundlage der Poesie, in ihr zeigt sich das Unaussprechliche. „Insofern übrigens Dichtung auf dem inszenierten Erlebnis der Bedeutung von Wörtern, ja der Sprache selbst, beruht, betreibt sie den permanentesten Aspektwechsel“ (Bezzel 2008a: 120).

„Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten“ (Wittgenstein 1994: 58f.) – Wittgensteins Denken begleitete Chris Bezzel in seiner zweiten Lebenshälfte. Viele haben während des Studiums seine Monografie *Wittgenstein zur Einführung* in ihren Händen gehalten. Die wenigsten kennen ihn jedoch als bedeutenden Dichter der Konkreten Poesie und Mitglied des Bielefelder Colloquiums Neue Poesie, dem wir Gedichtbände wie *grundrisse* (1968), *kerbtierfresser* (1972), *die freude kafkas beim bügeln* (1972), *Bordbuch* (1995) oder *isolde und tristan* (2012) zu verdanken haben. Kein Wunder also, dass der Semiotiker Bezzel sich gerade in den letzten Schaffensjahren um eine poetische Zeichentheorie bemühte, um dem Lyriker Bezzel auf die Spur zu kommen: Seine Gedichte sind gleichzeitig auch praktizierte Philosophie.

„Gedichte der abendländischen Tradition sind als Produkte oraler Gestik Sprachkörper, und ich möchte zeigen, dass der Begriff Sprachkörper weniger metaphorisch ist, als man zunächst denken könnte. Der poetische Text ist artikulierte Realität eigener Art, er ist ein Respirations-‚Ding‘, ein Objekt“ (Bezzel 2008b: 69).

Wenn Bezzel vom „Sprachkörper“ spricht, so heißt das nicht nur, dass das poetische Zeichen von seiner Materialität lebt, sondern dass der Leser, wenn er laut liest, selber Teil des Zeichenkörpers wird, indem er seine Stimmorgane in Schwingung versetzt, seinen Rhythmus findet, das Zeichen formt und es so gleichzeitig erlebt. Bezzel spricht auch vom „vollen Zeichen“, um sich von Saussures Begriff der „Image acoustique“ abzugrenzen. Die Immaterialität des Signifikanten als „Lautbild“ ist grundlegend für das Verständnis der *l a n g u e*. Das Gedicht folgt den Gesetzen der *p a r o l e*; sein Signifikant ist der konkrete Laut. Jede Lesung ist einzigartig und lebt von der Stimmfarbe, dem Rhythmus, den

akustischen Gegebenheiten des Raums, der Gefühlslage des Rezitierenden und unzähligen anderen situativen Gegebenheiten. Es zeichnet sich durch das sinnliche Erleben des Klingenlassens aus. Poesie ist physisch und nicht meta-physisch.

„Was die Wörter poetisch sagen (sollen), bleibt an den Klang, an ihre Gestalt gebunden. Deshalb ist genuine Dichtung unübersetzbar“ (Bezzel 2010b). Dies steht keineswegs in Widerspruch zur Arbitrarität des Zeichens. Vielmehr liegt in ihr der Schlüssel der poetischen Wirkungsweise begründet: Eben weil der Signifikant keine strukturelle Ähnlichkeit mit seinem Signifikat aufweist, übernimmt im Gedicht

„Bewegung dort den ‚Ausdruck‘ via Sinnlichkeit, wo die abstrakt/propositional/semantisch ab-bildende Tätigkeit des Satzes ans Ende gekommen ist. [...] Sinn und Form schießen zusammen [...] mit dem Ergebnis, dass durch den sinnlichen Ausdruck die genaueste Verbindung von Zeichen und Objekt, eine Versöhnung hergestellt zu werden scheint. (Und dieser Schein ist der ästhetische Genuss)“ (Bezzel 2008b: 76).

Dichtung führt Entgegengesetztes harmonisch zusammen.

Wiewohl Bezzel die besondere Form des poetischen Zeichens klar umrissen hat, wäre er an der Aufgabe eines zugrundeliegenden Zeichensystems gescheitert. Eine poetische Universalgrammatik ist undenkbar. Ein Computer, der mit poetologischen Erkenntnissen und einem ausreichenden Wortschatz programmiert werden würde, könnte nach Millionen misslungener Versuche vielleicht ein gelungenes Gedicht komponieren. Doch es gäbe keine noch so umfassende Datenbank, die es ihm ermöglichen würde, dieses eine Gedicht unter den vielen gescheiterten Versuchen auszulesen – eben weil es erst im Nachvollzug als solches aufleuchtet. Die Kunst des Dichtens ist es also nicht, neue poetische Zeichen zu erzeugen. Das zur Verfügung stehende Lautmaterial ist ja schon vorhanden und muss nicht erfunden, sondern neu komponiert werden, damit Klang und Bedeutung zueinanderfinden und einen poetischen Sinn ergeben. Das *Lyrische Ich* wird in der Konkreten Poesie aufgelöst. „wir wollen ein material komponieren, das aus sich spricht, nicht hineingesprochenes wiedergibt“ (Bezzel 2015: 9). Bezzel collagiert in seinen Gedichten Textbausteine wie Zeitungsartikel, literarische Zitate, Tagebuchnotizen, Gesetzestexte, Werbeslogans, Lehrsätze, Floskeln und obskure Redewendungen sowie alltägliche Gesprächsfetzen. „die sprache ist nicht das ‚haus des seins‘, sondern eine riesige, äußerst verzweigte, sehr gut eingerichtete wohnung, die von den bewohnern immer wieder umgebaut und erweitert wird“ (Bezzel 2011). Seine Lyrik spiegelt die Mannigfaltigkeit dieser Wohnung mit ihren unterschiedlichsten Ecken, Schränken, Regalen und Geräten wieder. Er greift den Sprachspielgedanken Wittgensteins auf, springt von einem Sprachspiel ins nächste, bis die Grenzen verschwimmen und unser vertrauter Umgang mit der Sprache ins Schwanken gerät. In diesem Taumel stellt er unsere Sprachwohnung auf den Kopf. Er reißt die Wände ein, zerschlägt das Porzellan und zieht aus jeder geöffneten Schranktür und Schublade einen Hasen- oder Enten-

kopf hervor. „kunst ist nicht spiegelung, sondern verwandlung“ (Bezzel 2009: 15).

Der Versuchsaufbau der Collage ist mit wenigen einfachen Regeln festgelegt. Der Zufall spielt für Bezzel eine wichtige Rolle, denn der Ausgang des Experiments ist nicht vorhersehbar. Nichtsdestotrotz ist das Ergebnis nicht zufällig. Chris Bezzel, der mit großem Interesse die Entwicklung der Quantenphysik verfolgte und ihre Erkenntnisse metaphorisch auf die Dichtung zu übertragen versuchte, hätte sich vielleicht als Teilchenbeschleuniger verstanden, dessen Aufgabe es ist, Sprachfragmente miteinander zu beschießen und die Ereignisse aufzuzeichnen, in denen poetische Zeichen aufleuchten. Nur in den wenigsten Fällen der möglichen Kombinationen verschiedener sprachlicher Zeichen ist die Symbiose von Laut und Bedeutung geglückt und wird aus der banalen Alltagssprache plötzlich Bedeutungsmusik.

„Mein Begriff ‚Bedeutungsmusik‘ soll die Schwebelage der Dichtung zwischen Musik und Alltagssprache bezeichnen“, erläutert Bezzel (2008b: 85). Für die Komposition zahlreicher Texte greift er deshalb auf musikalische Mittel wie Fuge und Variation zurück. Dabei strebt er eine latente Mehrstimmigkeit wie in den Solostücken Bachs an, die die Linearität der Sprache aufheben soll. Während sich Wissenschaftssprache um Eindeutigkeit bemüht, ist es in der Dichtung die Mehrstimmigkeit, die das ästhetische Erleben ermöglicht. Die horizontale Zeitlinie der Lesung wird von der vertikalen Assoziationsachse kontrapunktisch durchbrochen, um so einen neuen Erkenntnisraum zu eröffnen. „der wahrheitssinn der sprache liegt nur in ihrer assoziatorik“ (Bezzel 2015: 9). Hier leuchtet der Aspektwechsel auf. Über sein eigenes Gedicht *Juli 2009* schreibt Bezzel in einem Brief an Gustav von Campe: „durch die artikulation, die hörbare verkettung (die keine addition ist, sondern komponiert) ‚leuchten‘ die banalen wörter. man könnte sagen: materie in bewegung fängt an zu leuchten“ (Bezzel 2009).

Der poetische Text entzieht sich einer semiotischen Analyse schlussendlich, eben weil in ihm etwas aufleuchtet, was sich logisch nicht fassen lässt. Je länger Bezzel über die verschiedenen Zeichenmodelle nachdachte, desto skeptischer wurde er. Selbst Wittgensteins handlungsorientierter Zeichenbegriff scheint sich gegen sich selbst zu wenden:

„Man muss es wagen, die Frage zu stellen, ob nicht auch das ent-ontologisierte, pragmatisch aufgefasste Zeichen, indem es als ZEICHEN aufgefasst wird, noch – ontologisch ist. Wenn das der Fall sein sollte, säße im Zentrum der ‚Semiotik‘ – der Wurm. Dann ‚gäbe‘ es keine ‚Zeichen‘, sondern nur Signifizierung, also Konstruktion“ (Bezzel 2007: 2).

„Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten“ – diesen Satz hat sich Chris Bezzel zu eigen gemacht, um der Falle des unsinnigen Ontologisierens zu entgehen. Ebenso wie seine Dichtung philosophisch ist, ist seine Philosophie poetisch. Es ist kein Zufall, dass viele seiner wissenschaftlichen Publikationen aus Vorträgen hervorgegangen sind. Bezzel hat sich auf diese Reden mit der gleichen Akribie vorbereitet wie auf seine Dichterlesungen. Das philo-

sophische Wort will ausgesprochen werden. Sätze wie: „Das Gedicht von Hopkins ist, konsonantisch gesehen, eine Plosiv-Frikativ-Komposition, bei nur wenigen sonoren Konsonanten dominieren die 113 von mir gezählten Obstruenten“ (Bezzel 2008: 83), lassen sich wie ein Gedicht lesen und beweisen, dass auch trocken erscheinende phonologische Analysen zum Fest werden können.

„Lyrik ist Sprache als Fest; ihr gegenwärtiger geringer gesellschaftlicher Stellenwert spiegelt die Unfähigkeit, Feste zu feiern“ (Bezzel 2008: 70). Bezzel ließ die Konkrete Poesie hinter sich, weil er sich nicht mehr gegen den viel zu nüchternen Informationsfetischismus unseres „Kompjuterzeitalters“ stemmen mochte.

„daß ich keine lust mehr habe, poetische texte zu schreiben, weil man sie nicht versteht und nicht will (was nicht dasselbe ist, siehe celan), kann ich auch so formulieren: mir ist das singen vergangen; denn meine texte sind ‚deutscher gesang‘“ (Bezzel 2015: 11).

Der Grund, warum sie nicht verstanden werden, liegt darin, dass Gedichte nicht mehr laut gelesen werden und sich die Leser sogar schämen, laut zu lesen. Sie gehen heutzutage mit ihnen um wie Kinder, die staunend vor einem Fahrrad stehen und sich nicht aufzusteigen trauen, da sie zuvor nicht fahren gelernt haben.

Chris Bezzel passte sich mit seinen späteren, größtenteils noch unveröffentlichten Reisebeschreibungen, Aphorismensammlungen und Kindheitserinnerungen formal dem Zeitgeschmack an, ohne seinen lyrischen Anspruch dabei zu verlieren. Statt neue, unverstandene Sprachwelten zu erschaffen, beobachtete er mit scharfem Blick die Welt, die ihn nicht mehr verstand. Er beobachtete sie, wenn er in seinem Lieblingseiscafé, San Marco, saß und wenn er seine ausgiebigen Reisen durch Südamerika machte. Er beobachtete sie, wenn er den Fernseher durchzappte und wenn er mit dem Computer kämpfte (dessen „intuitive Programmführung“ sich ihm logisch nicht erschloss). Er beobachtete sein persönliches Umfeld und nicht zuletzt beobachtete er sich selbst. Er brachte all seine Reflexionen zu Papier – denn auch, wenn er bereits recht früh begann, seine Schriften am Computer zu verfassen, benötigte er doch immer einen Ausdruck alles Geschriebenen, quasi als sinnlichen Gegenentwurf zum völlig entsinnlichten digitalen Zeichen, das nur noch als eine nicht mehr erfahrbare und nicht mehr auflösbare Aneinanderreihung von Einsen und Nullen erscheint.

„KEIN WORT AM GRAB!“ – Schlussendlich ist der Tod ein letzter Aspektwechsel, über den sich nur Unsinniges sagen lässt. „geistig gesehen, und vielleicht muß man sich dafür schämen, ist das blödeste am tod, daß man hinterher nicht sagen kann: so ist es“ (Bezzel 2011: 149). Selbst wenn wir wollten (und wenn er es wollte), könnten wir Chris Bezzel mit keinem Nachruf mehr erreichen. Wir können ihn jedoch jederzeit zu einem gemeinsamen Fest einladen. Wir brauchen dazu nur die Augen auf diese Seite richten, den Mund öffnen und l a u t zu lesen beginnen (den abschließenden Doppelpunkt bitte besonders betonen):

von dem augenblick an, in dem du am doppel punkt
 angekommen bist,
 verschwindet mein bißchen schreibkunst
 in dein leben:

Chris Bezzel († 3. Februar 2015)

Literatur

- Bezzel, Chris: (2007), *sprache, körper, ich.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2008a), *Aspektwechsel der Philosophie. Wittgensteins Werk und die Ästhetik*. Berlin: H_E Verlag.
- Bezzel, Chris: (2008b), „Sprachkörper. Für eine phonologische Poetik“. *Kodikas/Code* 31: 69–90.
- Bezzel, Chris: (2009), *anlässlich meines gedichts.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2010a), *tod.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2010b), *BASEL 2.2.2010.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2011), *AUF DER GALERIE I 31. 1.06 fertige fassung.doc*. Aus dem digitalen Nachlass.
- Bezzel, Chris: (2015), „noten zur kunst“. *IDIOME. hefte für neue prosa* 8: 9–14.
- Wittgenstein, Ludwig: (1994), *Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlass*. Hrsg. G.H.von Wright u.a. Frankfurt am Main: Suhrkamp. Zitiert nach Chris Bezzels Vortrag „Philosophie dürfte man eigentlich nur dichten“. Aus dem digitalen Nachlass.

Für die Zurverfügungstellung der zahlreichen Zitate aus dem digitalen Nachlass (wie dem Gedicht *von dem augenblick an*, dessen Zauber ich nicht durch eine profane Literaturangabe zerstören wollte) möchte ich der Rechteinhaberin Gisela Dischner sehr danken.

Michael Kaiser
 Hannover